

„In der Musik habe ich mein Heil gesucht“

Der Musiker, Schauspieler und Autor Richard Bargel im Gespräch über seine Zeit als Kommunarde, über Alkohol und die Suche nach Glück

Richard Bargel gilt als einer der profiliertesten deutschen Bluesmusiker und als profunder Kenner der internationalen Blues-Szene. Mit seinen Platten- und CD-Einspielungen war er mehrfach für den Preis der Deutschen Schallplattenkritik nominiert, den er auch zweimal gewann. Mit seiner jüngsten Produktion „It's Crap!“ landete er erst kürzlich knapp hinter dem US-Amerikaner Robben Ford. Bargel lebt seit langem in der Kölner Südstadt.

Herr Bargel, es heißt, die Musik der jungen Jahre prägte die Hörgewohnheiten als Erwachsener. Welche Musik haben Sie als Kind gehört?

RICHARD BARGEL: Die alten Schlager von Caterina Valente bis Gerhard Wendland. Womit ich dann aber anfangen habe, Musik zu machen, sind die Folk-Songs – amerikanische, englische, irische...

Wie haben Sie als Heranwachsender Ihren Platz im Leben gesucht?

BARGEL: Ich kam aus einem sehr, sehr beengten Elternhaus, von Vaters Seite. Der war im Wirtschaftsministerium als Diplom-Volkswirt. Zu Beginn meiner Pubertät hat er einen Herzinfarkt bekommen, war für mehrere Jahre zu Hause bettlägerig und hat sich da zu so einer Art Tyrann entwickelt.

War die Musik für Sie eine Flucht?

BARGEL: Auf alle Fälle. Das war so richtig ein Rückzug in die Musik. Ich habe alles in mich hineingefressen und in der Musik mein Heil gesucht.

Das alles passierte ja in Bad Godesberg, wo Sie aufgewachsen sind. Wie begann dann Ihre Kölner Zeit?

BARGEL: Als mein Vater tot war, habe ich in Bonn noch ein Jahr lang eine Druckerlehre gemacht, bis mich der Chef rauswarf. Es wuchsen die Haare, die Nächte wurden länger... Das vertrug sich nicht mehr mit der Lehre.

Als Sie dann in Köln waren, ging die Auflehnung doch erst richtig los...

BARGEL: Stimmt. 68 bin ich auf die Werkkunstschule am Ubierring gegangen, der gleiche Jahrgang wie Wolfgang Niedecken. Da habe ich es aber nicht lange ausgehalten, weil wir 25 bis 30 Schüler

„Alle kamen sich als große Künstler vor, und alle zeichneten Penisse

in einer Klasse waren. Alle kamen sich als große Künstler vor, und alle zeichneten Penisse. Das war die große Sache damals, Penisse und Scheiden zu malen und davon Modelle zu fertigen – das fand ich nicht gut. Gleichzeitig war ich schon in einer Künstlergruppe, die nannte sich Coom. Die hatte ihr Domizil an der Luxemburger Straße Ecke Universitätsstraße, gegenüber dem Uni-Center. Es war so ein halb zusammengebombter Altbau. Schriftsteller waren dabei, bildende Künstler, Musiker. Es war die Zeit des Neumarkts der Künste mit Ingo Kümmel und so weiter.

Wovon haben Sie damals gelebt?

BARGEL: Das frage ich mich heute auch. Ich hatte noch ein bisschen Unterstützung durch meine Mutter. Ich habe auch schon kleinere Konzerte gegeben, habe ab und zu mal ein Bild verkauft. Man brauchte damals nichts – jedenfalls nicht viel. Bis heute brauche ich eigentlich nicht viel. Ich bin anspruchslos, als Konsument bin ich eine absolute Niete.

Was bedeutet für Sie denn dann Lebensqualität?

BARGEL: Im Moment bin ich zu großen Teilen sehr glücklich, weil ich nach vielen, vielen Jahren eine Frau gefunden hab, die absolut gut zu mir passt und ich auch zu ihr, wo es absolut keine Machtspielchen gibt, jeder lässt dem anderen seine Freiheit – ich nenne sie Mojo. Zweitens bin ich in der Lage, meine Musik zu spielen, was mich auch sehr glücklich macht. Das Einzige, wo es in meinem Leben noch nicht stimmt, ist das Finanzielle. Heutzutage fällt es immer schwerer, nicht zu wissen, was am Monatsende übrig bleibt. Das ist das Einzige, was mich manchmal bedrückt.

Trotz dieser Sorgen scheinen Sie ein in sich ruhender und zufriedener Mensch zu sein. Welche Rolle spielt dabei die Anerkennung, die Sie für Ihre Musik bekommen?

BARGEL: Eine große, natürlich. Ich war schon als Kind immer auf Anerkennung aus. Ich war später dann der Clown in der Familie, der immer was produzieren musste. Ich konnte mit sieben, acht Jahren fast den ganzen Wilhelm Busch auswendig und vor versammelter Familie rezitieren. Das waren so meine Versuche, Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden.

Sie sind ein eher sanfter Mensch...

BARGEL: Ich habe ein sehr, sehr niedriges Aggressionspotenzial, muss ich sagen. Meine Wut rauszuschreien, das hat erst so um 1970 mit dem Blues angefangen. Da hatte ich plötzlich das Vehikel gefunden.

Wo haben Sie damals in Köln Ihren Platz gesehen? Sie sind ja mit Klaus dem Geiger herumgezogen, den man als Naturereignis wahrgenommen hat – brüllend, wirre Haare, grob selbst zusammengeknähte Hose und Jacke. Manch einer fühlte sich in der Fußgängerzone ziemlich belästigt...

BARGEL: Das Publikum mag es eben nicht, wenn man zu nah, zu emotional wird. Dann zucken die Leute oft zurück.

Aber das ist doch genau das, was ein Künstler erreichen will...

BARGEL: Richtig, das ist auch mein Ziel. Was Klaus angeht, ist es bei mir eine zwiespältige Sache. Ich habe ihn 1969 kennengelernt, er war gerade frisch aus Amerika zurück. Er war damals auf der Suche nach Leuten, mit denen er was zusammen machen konnte, und bei Coom und mir gab es Streitigkeiten. Wir haben uns unterhalten und festgestellt, das könnte eine spannende Sache werden. Wir haben dann nach Räumlichkeiten gesucht, haben bei Bekannten übernachtet, bis wir an der Bottmühle 5 in der Südstadt Räume gefunden hatten. Vorne hat Klaus mit Frau und seinen drei Kindern gehaust, die anderen, mittlerweile waren es an die zehn oder zwölf Kommunarden, haben die anderen Zimmer bezogen. Am Anfang war es kaum politisch, sondern künstlerisch ausgerichtet, das heißt wir haben versucht, Theaterstücke zu erarbeiten auf der Grundlage von Living-Theatre-Übungen. Wir haben morgens sehr diszipliniert angefangen und sonntags Puppentheater für Kinder gespielt, da kamen die Kinder von den ganzen Hippies aus der Umgebung. Und dann sind wir zu viert raus und haben Straßenmusik gemacht. Klaus allein hat ja schon ziemliches Aufsehen erregt, aber zu viert – wir sahen abenteuerlich aus! Es war immer wieder ein Aufruhr. Und sofort war auch immer wieder die Polizei da.



Richard Bargel beim Gespräch in der Redaktion

BILD: CHRISTOPH HENNES



1969 im Coom-Center



Kommunarde Bargel (l.) 1970 vor der Bottmühle 5

BILDER: PRIVAT

Zur Person

Richard Bargel (63) wurde in Frankfurt am Main geboren und wuchs in Bad Godesberg auf. 1969 gründete er mit Klaus dem Geiger in Köln die Künstlerkommune „Tabernakel“, arbeitete als Aktionskünstler, Straßenmusiker und Puppenspieler. Schon in den frühen 70er Jahren galt er aufgrund seines virtuellen Gitarrenspiels als „Bottleneck Giant“.

Im Laufe der Jahre spielte und tourte Bargel mit zahlreichen internationalen Blues-Größen, et-

wa Elvis Costello, Champion Jack Dupree, Eddy Boyd, Memphis Slim und Charlie Musselwhite. Ende der 80er Jahre war Bargel als Musiker, Bühnenbildner und Regieassistent für TV-Sendungen wie Michael Schanzes Telefant und das WWF-Sprungbrett tätig.

Seit 2008 spielte Bargel mit dem Ex-BAP-Gitarristen Klaus „Major“ Heuser als „Men in Blues“, seit 2013 mit seiner neuen Band „Dead Slow Stampede“. (hp) www.richardbargel.de

Mit welcher Begründung hat die Staatsmacht Sie denn auf dem Kieker gehabt?

BARGEL: Meistens waren es die Geschäftsleute, die angerufen hatten. Weil wir den Verkehr störten. Und dann noch langhaarig und schmuddelig... Das war in den 60ern und 70ern teils noch die Nachkriegsgeneration, Leute, die den Hitler noch nicht ganz überwunden hatten. Es war ein Spießrutenlaufen.

Das reine Vergnügen scheint das ja dann nicht gewesen zu sein. Warum sind Sie überhaupt losgezogen und haben sich auf die Straße gestellt?

BARGEL: Die Straßenmusik haben wir gemacht, um die Kommune zu ernähren. Wir haben uns dann ganz langsam politisch radikalisiert. Das ging sehr stark von Klaus aus und einem anderen Kommunarden, der später aus Amerika zu uns stieß, Bruno Eckhardt hieß der.

Wie sah denn der Alltag in der Kommune aus?

BARGEL: Wie gesagt, am Anfang war das sehr diszipliniert mit den künstlerischen Arbeiten, Ausstellungen, Theater, Konzerten. Da waren alle möglichen Leute da, etwa von Ton Steine Scherben, welche von Can, Mauricio Kagel von der Neuen Musik. Es war ein ständiges Kommen und Gehen.

Wenn Klaus der Geiger und Sie sich heute sehen – ist das nach dem Motto: Weißt du noch damals?

BARGEL: Es gibt Diskrepanzen (er sucht nach Worten). Natürlich sagt man sich guten Tag... Wenn nicht alles so lief, wie Klaus das wollte, dann wurde er ganz schön unangenehm. Was mich aber hauptsächlich störte, war sein radikales, sehr agitatorisches Auftreten, in dem ich einen Funken Fanatismus zu entdecken glaubte. Das liegt mir absolut nicht, und ich mag's bis heute nicht.

Sie scheinen sich in dieser Zeit nicht sonderlich wohlgefühlt zu haben. Fühlten Sie sich in Ihrer Kunst eingeeengt?

BARGEL: Ja, ich wollte mich einfach weiterentwickeln. Ich war immer und bin auch heute noch ein sehr politischer Mensch, aber die politische Agitation geriet mir damals einfach zu weit in den Vordergrund.

Sie hätten in Köln vermutlich präserter sein können...

BARGEL: Ich hatte wenig Ahnung davon, wie es in der Welt draußen aussieht. Dann kamen noch ein paar Tiefschläge dazu. Ich bin ja Alkoholiker, das war meiner Karriere auch nicht sehr nützlich. Und ich hatte den Hörsturz, nachdem ich wieder neu anfangen musste.

Gehörte der Alkohol damals zum Image eines Musikers so ganz selbstverständlich dazu?

BARGEL: Natürlich gehörte das dazu, das war klar – Sex und Drugs und Rock'n'Roll und Freiheit über alles. Als ich als Bluesänger immer mehr unterwegs war, war es einfach so, dass mehr getrunken wurde bei den Konzerten. Da waren Schnäpse, alles mögliche, und die hast du natürlich getrunken – das Publikum war besoffen, du auch.

Sind Sie selber drauf gekommen, dass es so nicht weitergehen konnte?

BARGEL: Es hat lange gedauert. Im Laufe der 70er Jahre hat es sich gesteigert, wobei ich selbst es überhaupt nicht mitbekommen habe.

„Ich merkte, du kriegst das nicht mehr in den Griff

Das erste Mal gemerkt habe ich es Ende der 70er Jahre, da kamen die ersten Ausfälle im Konzert. Ich merkte, du kriegst das nicht mehr in den Griff.

Seit wann sind Sie nun trocken?

BARGEL: Seit 2000. Davor war ich ein total anderer Mensch.

Dann gab es noch einen weiteren Nackenschlag. Ein Hörsturz ist für einen Musiker doch die absolute Katastrophe...

BARGEL: Am Anfang, im September 2012, war es ein Schock. Dieses Verzerren, das sich wie ein kaputter Lautsprecher anhört... Als ich dann meine Dobro, die silberne Gitarre, anschlug, das hat so gescheppt – ich dachte, ich könnte nicht mehr weiter Musik machen. Da brach was zusammen, ich spürte, wie mir der Boden unter den Füßen weggleiten drohte. Und dann setzte der Mechanismus ein, der mein ganzes Leben da war: dieses Sich-dagegen-Aufbäumen. Dass es nicht sein darf und nicht sein kann. Ich habe wieder angefangen, Gitarre zu spielen, trotz der Geräusche – ganz verhalten, weil es da nicht so scheppte.

Fühlen Sie sich nun stärker als zuvor, nachdem Sie sich derart aufgerappelt haben?

BARGEL: Natürlich fühle ich mich ein bisschen stärker, aber es ist auch so, dass ich immer wieder verunsichert werde. Ich bin oft zu vorsichtig, weil mir immer noch das genügende Selbstvertrauen fehlt.

Das Gespräch führten Peter Pauls und Horst Piegeler

Das vollständige Interview mit mehr Fotos lesen Sie online unter www.ksta.de/bargel